

Nur ein Gedanke...

Rede an die (virtuelle) Festversammlung, 24. November 2020

Matthias Kleiner, Präsident der Leibniz-Gemeinschaft

Liebe Gäste

– würde ich Sie gern nennen. Sie werden vielleicht schon registriert haben, dass eine treffende Ansprache gar nicht so leicht ist – denn Sie sind da und auch nicht da – die vielbeschworene „leibliche Kopräsenz“, die jede Live-Performance abhebt von medialen Vermittlungsformen, können wir in diesen Monaten leider und schmerzlich nicht erleben.

Sie ahnen vielleicht aus den vergangenen Jahren, wie wichtig es uns ist, Sie als unsere Gäste bei uns willkommen zu heißen und einen stimmungsvollen Abend miteinander zu verbringen. Umso mehr hoffe ich, dass wir uns im nächsten Jahr wiedersehen – ganz persönlich.

Indes haben wir uns arrangiert – mehr als das. Wir haben uns angepasst, wir haben gelernt, was wir lernen mussten, um in vielen Arbeitsbereichen unseren Aufgaben nachzugehen und miteinander im Gespräch zu bleiben. Wir haben viel gesprochen in den letzten Monaten. Es gab auch viel zu besprechen. So viel, dass man nun immer mehr Stimmen hört, die nach langen Tagen in Videokonferenzen, mit der Justierung von Bild und Mikrofon, kleineren und größeren Störungen, froh und dankbar sind, den Bildschirm abzuschalten, zuzuklappen und in eine etwas weitere Ferne zu schauen. Umso schöner, dass Sie heute dabei sind! Gerade meine Leibniz-Kolleginnen und Leibniz-Kollegen haben ja in den nächsten Tagen noch einige – hoffentlich trotz allem inspirierende – Sitzungen vor sich.

Wir haben also gesprochen. Für die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist das Sprechen – abseits von Lehraufgaben – nicht die erste Aufgabe. Immer wieder müssen sie ja zunächst das erarbeiten, validieren und analysieren, worüber sie dann, wenn eine gewisse Sicherung der Erkenntnisse erreicht ist, sprechen können. Selten zuvor sind die Prozesse des Erforschens und der Vermittlung des Erforschten so nahe zusammengerückt wie in den Monaten der Corona-Pandemie.

Denjenigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die diese allein zeitlich so aufwändige Aufgabenkombination ganz selbstverständlich auf sich genommen haben, gebührt hoher Respekt, und es waren bei Weitem nicht nur diejenigen, die dafür in der Öffentlichkeit einstanden – und manches Mal sehr unangenehm einstehen mussten.

Wir haben in der Leibniz-Gemeinschaft am 22. Januar eine Dokumentation von wissenschaftlichen Beiträgen in der Corona-Pandemie begonnen, die bis Mitte November mehr als 3.500 Beiträge zählt, ohne dass wir hier Anspruch auf Vollständigkeit erheben können. Aber die Zahl spricht für sich, und sie tut das natürlich nicht nur für die Leibniz-Gemeinschaft, sondern steht stellvertretend für die vielfältigen Transfer- und Kommunikationsaktivitäten, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler weltweit erbringen. Allein in unserem Land haben sie sich zahlreich geäußert, in Kommissionen und Beratungsgremien engagiert und auch ohne Auftrag intrinsisch disziplinenübergreifend verständigt, um Gesellschaft und Politik umfassend zu beraten.

Die hohe Zahl von Beiträgen – wohlgernekt im Rahmen der Corona-Pandemie, während ja Forschung in anderen Feldern weiterbetrieben wurde – spricht dafür, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Rolle in der Wissenschaftskommunikation sehr ernst nehmen.

Ich sehe wie andere, dass reine Quantität allein noch nicht ausschlaggebend ist, und es sicher noch besser gelingen kann, wissenschaftliche Streitfragen der Öffentlichkeit besser nahezubringen, um diese nicht ratlos vor offenen Fragen stehenzulassen. Ich glaube aber auch, dass wir diesen Weg längst eingeschlagen haben und Forscherinnen und Forscher am eigenen Leibe spüren, wie wichtig eine gewisse Kompetenz im Umgang mit der Öffentlichkeit und den Medien ist – und dass es dafür Übung braucht. Die Aufgabe ist dabei häufig keine geringe: Komplexe Sachverhalte ebenso klug wie simpel zu erzählen, erfordert neben rhetorischen Fähigkeiten oft genug Hartnäckigkeit und Durchhaltevermögen – bevor sich das Gegenüber überfordert abwendet. Denn eines ist uns längst klar: Tweets und Kurznachrichten sind nicht für wissenschaftliche Erkenntnisse gemacht. Und Übung braucht Gelegenheit.

Da ist es mit der Kommunikation ohnehin so eine Sache: Alleine geht sie nicht. In der Kommunikation braucht es (mindestens zwei) Gegenüber. Und das macht die Forderung nach mehr und besserer Wissenschaftskommunikation so interessant und so weitreichend: Sie gilt keineswegs nur für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie gilt für uns alle.

Ich glaube inzwischen fest daran, dass auch Wissenschaftskommunikation vor allem darin besteht, immer wieder miteinander zu üben, in wechselnden Rollen: zuzuhören, zu fragen und weiter zu fragen, Antworten und auch (noch) bestehende Unsicherheiten zu formulieren – echte Dialogpartner zu werden.

Ich glaube auch: Die Wissenschaft ist dazu bereit.

Ich danke Ihnen. Und wünsche Ihnen einen schönen Abend, in dem die Leibniz-Gemeinschaft etwas nachklingen möge und dass Sie die erforderliche Verlangsamung und Reduktion für eines nutzen können: eine besinnliche Adventszeit.